

A black and white portrait of Marianne Jehle-Wildberger, an elderly woman with short, dark, wavy hair and glasses. She is wearing a dark, textured jacket over a light-colored, high-collared blouse. She is looking slightly to the right of the camera with a gentle expression. The background is dark and out of focus.

Marianne Jehle-Wildberger

«Du bist wirklich souverän»

Die religiös-soziale Anwältin

Susanne Steiner-Rost (1908–1991)

A vertical bar on the left side of the page, composed of several horizontal orange stripes.

T V Z | VGS

Marianne Jehle-Wildberger

«Du bist wirklich souverän»

Marianne Jehle-Wildberger

«Du bist wirklich souverän»

Die religiös-soziale Anwältin
Susanne Steiner-Rost (1908–1991)

TVZ

Theologischer Verlag
Zürich

VGS

Verlagsgenossenschaft
St. Gallen

Autorin und Verlag danken den folgenden Institutionen für grosszügige finanzielle Unterstützung: Stadt St. Gallen, Ortsbürgergemeinde St. Gallen, Gesellschaft Pro Vadiana, St. Gallen, Bildungsgemeinschaft der Sozialdemokratischen Partei St. Gallen, Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons St. Gallen.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

Unter Verwendung einer Fotografie von Susanne Steiner-Rost, zur Verfügung gestellt vom Archiv für Frauen-, Geschlechter- und Sozialgeschichte Ostschweiz

Titel

«Du bist wirklich souverän!» – Zitat aus einem Brief von Alexa Lindner Margadant an Susanne Steiner-Rost im Jahr 1970 (siehe S. 134).

Druck

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-290-18382-0 (TVZ – Print)

ISBN 978-3-290-18383-7 (TVZ – E-Book: PDF)

ISBN 978-3-7291-1185-1 (VGS)

© 2021 Theologischer Verlag Zürich, www.tvz-verlag.ch

VGS Verlagsgenossenschaft St. Gallen, www.vgs-sg.ch

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

Inhalt

Vorwort	7
Kindheit und Jugend	11
Die «geistige Heimat» – Leonhard Ragaz und Clara Ragaz	21
Jus-Studium, Dissertation und frühe Berufstätigkeit	31
Frau Oberin der Pflegerinnenschule Zürich (1940–1945)	47
Paul Steiner (1904–1979), «Anwalt des kleinen Mannes»	73
Ehe und Mutterschaft	83
Religiös-sozial: Als Frau engagiert in der Kirche	95
Religiös-sozial: «Was verlangt die soziale Gerechtigkeit von uns?»	103
Im Vorfeld von 1959: Plädoyer für die politischen Rechte der Frau	113
«Ziehmutter» der Sozialdemokratinnen	123
Mädchenbildung – ein Muss!	137
Förderin der Kultur	153
Einsatz für Gesundheit und Umwelt	161
Engagement für das Kinderspital	169
Ein schwerer Schicksalsschlag: Der Tod von Paul Steiner	179
Das Vermächtnis von Susanne Steiner-Rost	187

Anmerkungen	193
Dank	217
Quellen- und Literaturverzeichnis	219
Bildnachweise	223
Personenverzeichnis	225

Vorwort

Gerne offerierte Susanne Steiner-Rost ihren Gästen Süssmost. Das war ein Bekenntnis. Seit ihrer Jugend und bis ins hohe Alter setzte sie sich gegen Alkohol und Zigaretten ein. An Versammlungen von Arbeitern und Arbeiterinnen – sie selbst war Sozialdemokratin – bezeichnete sie Süchte jeder Art als «neue Sklaverei». Susanne Steiner-Rost hatte ihre Überzeugungen, und an diesen hielt sie fest. Das Auftreten der promovierten Juristin war betont einfach. Meistens trug sie ein gediegenes, unauffälliges Kostüm. Das Haar flocht sie zu einem Zopf, den sie rund um ihren Hinterkopf schlang. Ihre Erscheinung war schlicht und zugleich elegant. Doch macht diese gewollte Einfachheit Sinn. Denn sie war lebenslang Fürsprecherin der sozial Schwachen und der nicht gleichberechtigten Frauen. Anderen Menschen zwang sie ihren Lebensstil nicht auf. Doch gerade wegen ihrer konsequenten Haltung vermochte sie ihren Gesprächspartnern Respekt einzuflössen. Dabei strahlte sie Güte und Wärme aus. Susanne Steiner-Rost war hochgebildet, vielseitig interessiert, blitzgescheit und weise.

Sie hatte das Privileg, in einer intakten mittelständischen Familie im damals noch ländlichen Höngg bei Zürich aufwachsen zu können, und zwar als älteste von drei Schwestern. Ihr Vater war Graphiker, die Mutter Hebamme. Beide Eltern waren starke Persönlichkeiten. Sie förderten die Töchter in jeder Hinsicht. – Bereits als Gymnasiastin leitete Susanne Steiner-Rost eine der Abstinenz verpflichtete Mädchengruppe. Während ihres Jus-Studiums trat sie in Kontakt zum religiös-sozialen Theologen Leonhard Ragaz und zu dessen Frau, der Friedensaktivistin Clara Ragaz-Nadig. Bei ihnen fand sie ihre «geistige Heimat».

Nach dem Abschluss ihres Studiums fand sie als Frau wegen der damaligen Wirtschaftskrise keine befriedigende Stelle. Sie hielt sich mit kleinen Aufträgen über Wasser. Dass sie 1939 zur Frau Oberin der Schweizerischen Pflegerinnenschule mit dem

dazugehörenden grossen Spital in Zürich gewählt wurde, war ein unerwarteter Glücksfall. Es war dies das grösste Projekt in der Schweiz, das von Frauen gegründet worden war und betrieben wurde. (Heute ist es mit dem Neumünsterspital auf dem Zollikerberg zusammengeschlossen.) Während gut fünf Jahren füllte sie diese verantwortungsvolle Stelle aus. Doch dann traf sie Paul Steiner, einen ehemaligen Studienkollegen, heiratete ihn und zog zu ihm nach St. Gallen. Sie bekam zwei Söhne und beschloss, sich auf ihre Aufgabe als Mutter zu konzentrieren und auf bezahlte Arbeit ausserhalb des Hauses zu verzichten.

Allerdings war sie in vielfältiger Form in der Öffentlichkeit tätig, und zwar zumeist ehrenamtlich. Sie trat der sozialdemokratischen Partei bei, der ihr politisch aktiver Mann bereits angehörte. Sie zählte sich zum religiös-sozialen Parteiflügel. Sie kümmerte sich um die Sozialdemokratinnen, machte ihnen Mut für ihr oft schwieriges Leben.

Auch engagierte sie sich in kirchlichen, staatlichen sowie privaten Kommissionen und Organisationen beim Bund, im Kanton und in der Stadt St. Gallen, setzte sich überall für die politischen Rechte und das soziale Wohl der Frauen sowie benachteiligter Menschen ein. Als Mitglied des Vorstands der kantonalen Frauenzentrale trat sie im Speziellen für das Frauenstimmrecht und für gesunde Ernährung ein, wobei die Abstinenz ein wichtiges Thema war. Zudem zog sie als eine der zwei ersten Frauen in eine der drei Aufsichtskommissionen der Kantonsschule St. Gallen ein, blieb dort gut 20 Jahre und wurde zu einer wichtigen Stimme der Jugendlichen, speziell der Mädchen. Ihren juristischen Sachverstand stellte sie auch dem Ostschweizerischen Säuglings- und Kinderspital zur Verfügung. Und als belesene und kunstliebende Persönlichkeit engagierte sie sich für die Kultur.

Ein zentraler Begriff bei Susanne Steiner-Rosts Reden und Tun war die «Mütterlichkeit», ein Talent, das Gott nicht nur den Müttern, sondern auch kinderlosen Frauen gegeben habe und das sie zum Wohl der ganzen Gesellschaft einzusetzen verpflichtet seien. Im Namen der «Mütterlichkeit» forderte sie mehr Lehrerinnen auf höheren Schulstufen und mehr Frauen in der Kirche, in der Wirtschaft und in der Politik. In unzähligen Refe-

raten und Artikeln bemühte sie sich, das Selbstbewusstsein aller Frauen zu stärken.

Mit ihrem breiten Engagement machte sich Susanne Steiner-Rost mit der Zeit einen guten Namen. Man bewunderte ihre Selbstlosigkeit. Gelegentlich wurden zwar ihre «Gretchenfrisur» und ihr Süssmost belächelt. Doch das machte ihr nichts aus. Sie gehört zu den profiliertesten Schweizer Frauen der Kriegs- und der Nachkriegszeit bis in die späten siebziger Jahre hinein. Ihre Erinnerungen, die sie in hohem Alter aufzeichnete, überschrieb sie selbstbewusst mit dem Titel: «Erinnerungen. Mein Leben für die Gemeinschaft»¹.

Kindheit und Jugend

Susanne Steiner-Rost wuchs in geordneten Verhältnissen auf. Die Familie gehörte dem Mittelstand an. Susanne wurde am 3. August 1908 als erstes Kind von Louis und Susanne Rost-Notz geboren. Sie erhielt ihren Vornamen also nach demjenigen ihrer Mutter. Die Eltern hielten sie und die beiden jüngeren Töchter Elisabeth (1910) und Meta (1914) zum Lesen an, ermöglichten ihnen die bestmögliche Bildung und liessen sie neben der Schule Sport treiben. Alle drei Töchter waren intellektuell begabt. Der Vater – Tambourmajor der Knabenmusik der Stadt Zürich – gab ihnen Klavierstunden.

Schon als Kind sang Susanne gern. Die Mutter forderte Mithilfe im Haushalt. Liebe und Strenge befanden sich im Gleichgewicht. Zum Elternhaus gehörte ein Garten sowie Land am



Die Tambourengruppe der Knabenmusik mit Vater Rost oben rechts



Das Elternhaus in Höngg, davor die drei Schwestern Rost und ihr Hund

Hönggerberg und ein kleiner Weinberg am Steilhang unterhalb der Kirche.

In hohem Alter schrieb Susanne Steiner-Rost in ihren «Erinnerungen» folgende Worte über ihre Kindheit:

Ich bin im ehemaligen Dorf Höngg aufgewachsen, das 1936² in die Stadt Zürich eingemeindet wurde. Damals konnten wir Mädchen auf unserem Schulweg, eingehängt, noch die ganze Breite der Hauptstrasse einnehmen. Das hat niemanden gestört. Näherte sich hin und wieder ein Tram oder ein Ochsespann, hatten wir genügend Zeit, etwas zur Seite zu gehen. Die Schulaufgaben im Rechnen, später auch in der Grammatik, lösten wir oft gemeinsam bei mir. Dafür wurde ich in die geheimen Fundorte von weissen und roten Veilchen eingeweiht. Heute sind diese alle verschwunden, überbaut.³

An diesen Sätzen fällt einiges auf. Erstens war Höngg noch ein Dorf. Die Strasse gehörte den Kindern, den Fussgängern allgemein. Der Verkehr war mässig. Das Tram stand zwar für Stadt,

für Lärm und Betriebsamkeit, aber es tauchte nur selten auf. Laut Susanne Steiner-Rosts «Erinnerungen» blühten die seltenen Veilchen zwar an verborgenen Orten, doch blühten sie noch. Beim Lesen entsteht der Eindruck einer Idylle. Diese Mädchen scheinen nichts vom Krieg gehört zu haben, der jenseits der nahen Grenze tobte. In den «Erinnerungen» steht auch nichts von der oft monatelangen Abwesenheit vieler Männer im Militärdienst, von der dadurch verursachten doppelten Arbeit der Hausfrauen, auch nichts vom Hunger, von dem damals grosse Bevölkerungsteile betroffen waren. – Als alte Frau schilderte Susanne Steiner-Rost ihre Kindheit als unbeschwert und glücklich.

Und zweitens ist bemerkenswert, dass die kleine Susanne, wenn es um Hausaufgaben ging, ihre Freundinnen mit nach Hause einladen durfte. Diese profitierten von ihrem Wissen, wenn es um Mathematik und Grammatik ging. Sie selbst spielte wohl gerne ein bisschen Lehrerin. In Susanne Steiner-Rosts Elternhaus herrschte Offenheit. Als junge Erwachsene sagte sie einmal, sie habe eine «freie Erziehung zu Hause»⁴ genossen. – Ihr Vater hatte sich eigentlich Söhne, intelligente Söhne, gewünscht. Als er aber nach Susanne, dem ältesten Kind, Vater von zwei weiteren Töchtern wurde, tat er für ihre Förderung alles, was damals möglich war. Susanne schreibt in der Rückschau:

Mein Vater, der im graphischen Gewerbe tätig gewesen war, hatte sich zwar Söhne gewünscht. Dennoch nahm er uns alle drei mit Freude und grosser Liebe an und ermöglichte uns alles, was er den Söhnen zugedacht hatte: viel Freiheit, Lesen, Musik, Sport und eine gründliche Berufsausbildung. Unsere liebe Mutter, die den Beruf einer Hebamme und Kinderpflegerin ausgeübt hatte, bemühte sich, uns im Haushalt nachzunehmen. An Samstagen wurde die Wohnung zwischen ihr und uns Schwestern aufgeteilt. Jedes hatte seinen Anteil unter ihrer Anleitung zur gründlichen Reinigung zu übernehmen. Ja, damals wurden die Möbel noch mit dem feuchten Hirschleder gepflegt und die Fenster jede Woche gereinigt! Unsere Mutter lehrte uns, dass jede sorgfältig verrichtete Arbeit eine Ehre sei. Es gebe keine «niederen» Arbeiten, sondern nur gut und schlecht ausgeführte. Der Seufzer – oder war es nicht eher eine

Ausrede – «Ich cha das nöd, ich weiss nöd wie», verfieng nicht bei ihr. «Probiers», war die Antwort.⁵

Man mag die Putzerei am Samstag als übertrieben beurteilen. Doch die mütterliche Absicht, die dahinterstand, ist bemerkenswert. Es ging um Genauigkeit und Pflichterfüllung, aber auch um Achtung vor der Erwerbsarbeit von weniger privilegierten Menschen. Susanne Steiner-Rosts späteres Einfühlungsvermögen in die Lage von Arbeiterinnen, Arbeitern und Angestellten war eine Folge davon. Dass die Mutter den verantwortungsvollen Beruf einer Hebamme und Kinderpflegerin ausgeübt hatte, war ebenfalls prägend. Ihren Beruf übte sie allerdings nicht mehr aus. Das war damals nach der Heirat – ausser bei Arbeiterinnen – unüblich. Doch die Mutter hatte ihre Prinzipien! Prinzipientreue sollte später auch die erwachsene Tochter Susanne auszeichnen.

Dass der Vater Graphiker war, wirkte sich wohl auf Susannes Sinn für Mass, Genauigkeit, Stil und Schönheit aus. Bei der Bildung der Töchter ging es ihm um die Förderung von Kopf, Herz und Hand, so wie es Heinrich Pestalozzi einst gefordert hatte. Dass er und die Mutter die Schwestern zum Bücherlesen ermutigten, sie Sport treiben und Klavier spielen liessen, liegt auf dieser Linie. Auch den Umgang mit Freundinnen förderten beide Eltern. Das alles war nicht selbstverständlich. Ursprünglich war der Vater gegen die politische Emanzipation der Frauen gewesen. Susanne Steiner-Rost erinnert sich:

Als anfangs der zwanziger Jahre im Kanton Zürich eine Frauenstimmrechtsvorlage bachab geschickt worden war, inszenierten die Höngger Wirte eine Beerdigung mit der Sargaufschrift «Frauenstimmrecht». Wir fanden das zwar geschmacklos, aber mit dem Resultat waren wir einig. Wofür ein Stimmrecht für Frauen? Erst als im Laufe unserer Ausbildung mein Vater inne wurde, wie viele berufliche und politische Aktivitäten seinen Töchtern, nur weil sie Frauen waren, verwehrt waren, wandelte sich seine und unsere Einstellung. Als wir mündig geworden waren, versuchte er zwar, innerhalb der Familie das von ihm [nun als] bitter empfundene Unrecht gutzumachen, indem er bei Kantons- und Nationalrats-

wahlen eine Liste gleichmässig unter Vater, Mutter und Schwestern aufteilte und jedes seinen Erwählten [be]stimmen durfte. Dass eine solch arg panaschierte Liste wahrscheinlich ungültig war, realisieren wir nicht. Hauptsache war, wir waren alle gleichberechtigt.⁶

Susanne trat nach der neunjährigen Primar- und Sekundarschulzeit, die sie, wie sie schreibt, bei verständnisvollen und tüchtigen Lehrern absolviert hatte, in das Gymnasium der «Höheren Töchterschule» der Stadt Zürich ein. Die Kantonsschule war den Mädchen bis 1976 verschlossen. «Töchti», oder – wenig schmeichelhaft – «Affenkasten», wurde die Töchterschule genannt. Das stattliche Schulgebäude thront auf der Hohen Promenade. Die «Töchti» zu besuchen war damals, in den zwanziger Jahren, ein Privileg. Den Eintritt in das Lehrerinnenseminar und vor allem in das Gymnasium schafften nur wenige hoch begabte Mädchen und fast ausnahmslos nur solche aus gebildetem Milieu. Im Kurzzeitgymnasium, das Susanne nach der dritten Sekundarklasse besuchte, gab es nur eine Klasse pro Jahrgang, im Lang-



Elisabeth, Meta und Susanne

zeitgymnasium, das an die sechste Primarklasse anschloss, höchstens zwei. Da Höngg erst 1934 in die Stadt Zürich eingemeindet wurde, mussten die Eltern für die Töchter Susanne und Meta Schulgeld bezahlen.

Susanne Steiner-Rost erinnert sich, dass die «Töchti» Wert darauf legte, das Selbstbewusstsein der Mädchen in jeder Hinsicht zu fördern und sie zu selbstständig denkenden Menschen zu erziehen.⁷ So habe der Mathematiklehrer, der vorher an der für Knaben reservierten Kantonsschule unterrichtet hatte, punkto mathematischer Begabung keinen Unterschied zwischen Knaben und Mädchen feststellen können. Mädchen hätten die Mathematikaufgaben sogar mit mehr Überlegung gelöst als die Knaben, habe er gesagt. Susanne besuchte die Töcherschule in den relativ progressiven – und das hiess auch relativ frauenfreundlichen – zwanziger Jahren. Dass sie nach der Matura ein Universitätsstudium in Angriff nehmen durfte, war damals für ein Mädchen allerdings nicht selbstverständlich.

Schon vor der Matura, im Jahr 1925, wurde Susanne von einer Mitschülerin für das Mitmachen in der Zürcher Gruppe des Schweizerischen Bunds abstinenten Mädchen, der «Iduna», gewonnen. Es gab damals gegen zwanzig Iduna-Gruppen in der Schweiz. «Glücklich die Kinder, die nie den Geschmack berauschender Getränke kennenlernen», lautete der Slogan. – Iduna ist ein Mädchenname, der aus der nordischen Mythologie stammt: Iduna ist eine jugendliche Frühjahrgöttin, respektive die Göttin der Jugend und der Unsterblichkeit. Sie gilt als schüchtern, lässt eher ihren Mann reden, als selbst das Wort zu ergreifen. Doch wo sie den Fuss hinsetzt, spriessen zarte Blumenknospen aus dem Boden.

Was Susanne Steiner-Rost über ihre Zürcher Gruppe schreibt, passt gut zu diesem Mythos. Die «Idunen», wie sie sich nannten, verpflichteten sich, keinen Alkohol zu trinken, dabei offen zu sein für alles Gute und Schöne und einfach und gesund zu leben.

Wir fühlten uns «jugendbewegt», sangen und diskutierten viel, pflegten den Volkstanz. Höhepunkte waren Wanderungen, Ferienlager und das jährliche Zentralfest, das wir mit abstinenten Mittel-

und Hochschülern feierten. Um keine Standesunterschiede sichtbar werden zu lassen, trugen wir an allen unseren Anlässen das Idunakleid der Gruppe, d. h. wir Zürcherinnen hellblaue, selbst genähte Baumwollröcke mit weissem Kragen oder «fichu». Wenn die volltönenden Glocken des Grossmünsters den Sonntag einläuteten, versammelten wir uns im alkoholfreien «Karl der Grosse» vis-à-vis.⁸

Häufig spielten die Högger Idunen Theater, verkleideten sich als Raubritter, Zauberer, Hexen, Schweinehirten oder Prinzessinnen. Gastspiele gaben sie u. a. im «Karl dem Grossen» und auf der Högger Gemeindebühne.⁹ Brav und schüchtern können diese Mädchen kaum gewesen sein.

Der Alkoholismus hatte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts verschärft. Grund war unter anderem die Industrialisierung. Zuvor, in der bäuerlichen Gesellschaft, hatte man sauren Most getrunken, der wenig Alkohol enthält. Doch dann, in der neuen Klasse der Arbeiterschaft, verbreitete sich der Konsum von Branntwein. Die Arbeitsbedingungen waren hart, die Arbeitszeiten lang, Ferien inexistent, die Löhne tief, die Wohnverhältnisse miserabel, die Ernährung mangelhaft. Es kamen vor allem Brot, Kartoffeln, Käse und Speck auf den Tisch, kaum aber Gemüse, Salat und Früchte. Brennereien schossen wie Pilze aus dem Boden. Branntwein war billig, da er nicht wie früher aus Getreide, sondern aus den preiswerten Kartoffeln gebrannt wurde. Zudem hatte er einen gewissen Nährwert, stillte den Hunger. Der «Fusel» galt auch als Schutz gegen die Kälte. Man behauptete sogar, er sei «Medizin», verabreichte ihn deshalb auch Kindern und goss ihn sogar über das Lutschbeutelchen von Säuglingen, was ihr Schreien sofort beendete. Übrigens enthielt der Branntwein oft Oxide, war also giftig.

Friedrich Engels beschrieb den Alkoholmissbrauch in seinem Buch «Die Lage der arbeitenden Klasse in England».¹⁰ Der Alkoholkonsum hange mit ihrem Elend zusammen. Der Alkohol sei für die Arbeiter eine Freudenquelle. Oft gingen sie ins Wirtshaus, bevor sie zu Weib und Kind in die armselige, oft ungeheizte und feuchte Wohnung zurückkehrten. Zumindest nach dem Zahltag betranken sie sich. Frauen und Kinder hätten das Nachsehen.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts stieg der Alkoholkonsum auch in gehobenen Kreisen an. Doch wurde hier meistens Wein oder Bier getrunken, deren schädliche Wirkung weit geringer ist als die des Branntweins. Spätestens von 1890 an machten Ärzte auf die Gefahr des übermässigen Alkoholkonsums aufmerksam. Lehrer und Lehrerinnen konstatierten sinkende Leistungsfähigkeit von Kindern. Es entstand die Antialkoholbewegung. 1877 wurde das schweizerische «Blaue Kreuz» gegründet, ein der evangelischen Kirche nahestehendes Werk. Die «Schweizerische Katholische Abstinenten-Liga» folgte 1895. – Nach dem Ersten Weltkrieg entschärfte sich das Problem Alkohol ein Stück weit, was u. a. den gestiegenen Löhnen der Arbeiter und den verbesserten Arbeitsbedingungen zu verdanken war. Doch bestanden die Organisationen gegen den Alkohol weiter.

Damit zurück zur jungen Susanne und ihrem Iduna-Kränzchen. Damals war Dr. Eugen Bleuler Chefarzt der psychiatrischen Klinik Burghölzli in Zürich. Er verfügte über grosse Erfahrung mit alkoholkranken Patienten und Patientinnen. Er und seine Frau, Dr. phil. Hedwig Bleuler-Waser, kämpften an vorderster Front gegen den Alkoholismus. Sie wussten, wie schwer dem Problem beizukommen war, wie gravierend die Folgen für die Familien von Alkoholikern und wie gross die Rückfallquoten waren. Frau Bleuler liess es sich nicht nehmen, regelmässig in Susannes Iduna-Gruppe zu referieren und mit den Mädchen zu diskutieren. Im Alter erinnerte sich Susanne Steiner-Rost lebhaft daran:

Jeden Monat weilte Frau Dr. phil. Hedwig Bleuler-Waser, die Gattin des damaligen Burghölzli-Direktors Prof. Eugen Bleuler und Mutter des späteren Prof. Manfred Bleuler, bei uns. Sie erklärte uns eindrücklich die verderblichen Einflüsse des Alkohols auf den menschlichen Organismus, das Elend der Süchtigen und ihrer Familien, die Auswirkungen auf unsere Volkswirtschaft und unsere Verantwortung den Mitmenschen gegenüber. Die Rettung aus dem Alkoholismus ist nur durch Enthaltksamkeit vom Alkohol möglich. Süchtige und Suchtgefährdete verfügen aber nur über wenig Widerstand [...]. Ihnen können wir ohne Worte, durch unser Beispiel helfen, indem wir keine alkoholischen Getränke konsumieren. Dass

man ohne Alkohol fröhlich sein kann, musste man uns nicht beweisen, das erlebten wir.¹¹

Aus erster Quelle erfuhr Susanne also von den Gefahren der Sucht. Ihr Kampf dagegen dauerte lebenslang. Als sie verheiratet war und in St.Gallen lebte, begegnete sie der betagten Ärztin Frida Imboden-Kaiser (1871–1962), die sich als Studentin in Bern der Abstinentenbewegung angeschlossen, dann im Burghölzli in Zürich gearbeitet hatte. Davon weiter unten in diesem Buch.¹²

Die «geistige Heimat» – Leonhard Ragaz und Clara Ragaz

Susannes Elternhaus stand in nächster Nähe des alten evangelischen Högger Pfarrhauses. Und in diesem wohnte von 1918 bis 1954 ein aussergewöhnlicher Pfarrer. Sein Name: Paul Trautvetter.¹³ Er war Schüler und Vertrauter von Leonhard Ragaz, der 1906 zusammen mit anderen Theologen die «religiös-soziale Bewegung» der Schweiz ins Leben gerufen hatte. Leonhard Ragaz und seine Frau Clara sollten zu wichtigen Bezugspersonen Susannes werden.

Zuerst zum Högger Pfarrer: Paul Trautvetter besass die Gabe, seiner Gemeinde die Botschaft vom Reich Gottes einfach und packend auszulegen. Wie sehr Ragaz seinen Schüler Trautvetter schätzte, zeigt sich darin, dass er ihm die Weiterführung eines Teils seiner Arbeit nach seinem Tod zudachte, so als Redaktor der religiös-sozialen Zeitschriften «Neue Wege» und «Aufbau».¹⁴ – Trautvetter ging es um gelebtes Christentum. Wo es um dieses Ideal ging, liess er sich keinen Maulkorb anlegen. Er war radikaler Antimilitarist, tadelte 1932 den Schiessbefehl an Genfer Rekruten auf demonstrierende Arbeiter. Den aufkommenden Nationalsozialismus und die Frontenbewegung in der Schweiz kritisierte er aufs Schärfste. Rechtsbürgerliche Zürcher Kreise forderten 1934 seine Abwahl als Gemeindepfarrer. «Fort mit Pfarrherren, die als Staatsbeamte dem Staat, der sie bezahlt und erhält, in den Rücken schiessen!»¹⁵ Doch bestätigten ihn die Kirchengemeindebürger Höggs in demselben Jahr mit 70 % der Stimmen als Gemeindepfarrer. Ehemalige Konfirmanden attestierten ihm, sich intensiv für das Wohl der Gemeinde einzusetzen.

Während des Zweiten Weltkriegs machte Trautvetter unliebsame Erfahrungen mit der Zensur.¹⁶ Er beklagte das Leid, das in Deutschland den Juden zugefügt wurde, und wandte sich gegen die engherzige schweizerische Aufnahmepraxis. Sein Pfarrhaus war ein Ort der Zuflucht. Zeitweise wohnten hier Flüchtlinge aus